

LAUREN WEISBERGER
Die Party Queen von Manhattan

Buch

Überstunden, Hektik und keine Rettung in Sicht: Bette Robinson hat ihre Arbeit bei einer Investmentbank gründlich satt. Spontan kündigt sie und genießt erst einmal ihre Freiheit. Aber natürlich braucht Bette einen neuen Job, und da kommt ihr das Angebot, bei einer der bekanntesten PR und Event Management Firmen New Yorks zu arbeiten, gerade recht. Ihr Einsatz für Kelly & Company führt Bette in die exklusivsten Clubs, zu den heißesten Partys und den umschwärmtesten VIPs der Stadt. Hier geht es nur um eines: sehen und gesehen werden. Und Bette wird offenbar gesehen: Obwohl ihre Exkursionen ins New Yorker Nachtleben beruflich bedingt sind, scheint jemand größtes Interesse daran zu haben, jeden ihrer Schritte zu kommentieren. In einer anonymen Klatschkolumne kann Bette nachlesen, wann sie wo mit wem gesichtet wurde. Pikant wird die Geschichte, als Bette eher zufällig im Bett des begehrten Playboys Philip Weston landet. Für ihre Karriere ist diese angebliche Affäre perfekt, für ihr Privatleben dagegen eine Katastrophe, denn eigentlich ist Bette in einen ganz anderen verliebt. Und so gerät das vermeintlich traumhafte Leben der Party Queen gehörig durcheinander ...

Autorin

Lauren Weisberger hat an der Cornell University studiert und danach für die Modezeitschrift VOGUE gearbeitet. Sie war dort die persönliche Assistentin der Herausgeberin Anna Wintour. Ihr von eigenen Erfahrungen inspirierter Debütroman, »Der Teufel trägt Prada«, machte die junge Autorin über Nacht zum gefeierten Star. Das Buch stand sechs Monate lang auf der Bestsellerliste der New York Times, die Rechte wurden in 27 Länder verkauft, und der Roman wurde mit Meryl Streep und Anne Hathaway in den Hauptrollen verfilmt. Mit »Die Party Queen von Manhattan« legt Lauren Weisberger nun ihren zweiten Roman vor, der erneut in den trendigsten Kreisen Manhattans spielt. Die Autorin lebt in New York.

Von Lauren Weisberger bereits erschienen:

Der Teufel trägt Prada. Roman (54145)

Lauren Weisberger

Die Party Queen
von Manhattan

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Regina Rawlinson
und Martina Tichy

GOLDMANN
MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien 2005
unter dem Titel »Everyone Worth Knowing«
bei Simon & Schuster, New York



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2006

Copyright © der Originalausgabe 2005

by Lauren Weisberger

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher

Genehmigung des Hans-im-Glück-Verlags, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagillustration: Tertia Ebert

Redaktion: Irmgard Perkounigg

AB · Herstellung: Str.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Made in Germany

ISBN-10: 3-442-54234-0

ISBN-13: 978-3-442-54234-5

www.goldmann-verlag.de

Für meine Großeltern:
Damit sie mich leichter
von ihren anderen Enkelkindern
unterscheiden können.

»How does it feel to be
one of the beautiful people?«

Aus »Baby, You're a Rich Man« (1967)
von John Lennon und Paul McCartney

1 Obwohl ich das braune Tierchen, das da über mein welliges Parkett huschte, nur aus dem Augenwinkel erspäht hatte, wusste ich gleich, dass es nur eine Kakerlake sein konnte – und zwar die mit Abstand fetteste, fleischigste Küchenschabe, die je meinen Weg gekreuzt hatte. Bevor das Biest unter dem Bücherschrank verschwand, schrammte es haar-scharf an meinen *nackten Füßen* vorbei. Schlotternd aktivierte ich die Chakrenatmung, die ich seit einem unfreiwilligen Aufenthalt in einem indischen Aschram beherrschte, in den ich von meinen Eltern vor ein paar Jahren zwangsverschleppt worden war. Einige Male konzentriert Luft geholt, und mein Herzschlag beruhigte sich wieder. Nach ein paar Minuten hatte ich mich so weit gefangen, dass ich zum Gegenangriff übergehen konnte. Als Erstes rettete ich Millington aus ihrem Versteck, denn sie hatte sich, ebenso erschrocken wie ich, unter der Couch verkrochen. Dann ging alles blitzschnell. Ich sprang in ein Paar kniehohes Lederstiefel, riss die Wohnungstür auf, um dem Geziefen einen Fluchtweg zu bieten, und versprühte in sämtlichen (zwei) Räumen ein hochwirksames, nur auf dem Schwarzmarkt erhältliches Insektengift. Ich umklammerte die Spraydose wie eine tödliche Angriffswaffe und ließ den Knopf erst zehn Minuten später wieder los, als das Telefon klingelte.

Das Display zeigte Penelopes Nummer an. Fast hätte ich in meiner Panik den Apparat einfach klingeln lassen, aber dann fiel mir ein, dass sie eine der insgesamt zwei Personen war, bei denen ich im Notfall um Asyl bitten konnte. Sollte die Kaker-

lake den Giftgasangriff überstehen und noch einmal durchs Wohnzimmer spazieren, würde ich bei Pen oder Onkel Will unterschlüpfen müssen. Und weil ich nicht genau wusste, wo sich Will heute Abend rumtrieb, war es wohl klüger, die Kommunikation zu Penelope nicht abreißen zu lassen. Ich ging ran.

»Pen, ich bin gerade von der riesigsten Küchenschabe in ganz Manhattan überfallen worden. Was soll ich machen?«, platzte ich heraus, kaum dass ich den Hörer in der Hand hatte.

»Bette, ich muss dir was Wichtiges erzählen!«, legte sie ungerührt los. Meine missliche Lage ließ sie offensichtlich kalt.

»Wichtiger als der Angriff der Killerkakerlake?«

»Avery hat mir gerade einen Heiratsantrag gemacht!«, trällerte Penelope. »Wir sind verlobt!«

Verdammt. *Wir sind verlobt*, drei kleine Wörter, die für sie das Glück auf Erden bedeuteten und für mich den Super-GAU. Ich schaltete sofort auf Autopilot um. Es wäre, gelinde gesagt, nicht gerade angemessen gewesen, das auszusprechen, was ich in diesem Moment wirklich dachte. *Er ist eine Niete, Pen. Ein verzogener kleiner Junge im Körper eines zugekoksten und zugekiffen Riesenbabys. Er weiß, dass er dir nicht das Wasser reichen kann. Deshalb steckt er dir schnell einen Verlobungsring an den Finger, bevor du irgendwann von selber draufkommst. In spätestens zehn Jahren serviert er dich wegen einer Jüngerin ab, und dann stehst du vor einem Scherbenhaufen. Tu es nicht! Tu es nicht! Tu es nicht!*

»Das gibt's doch nicht!«, rief ich. »Herzlichen Glückwunsch. Wie ich mich für dich freue!«

»Ach, Bette, das dachte ich mir. Ich kann kaum sprechen, es geht alles so schnell.«

So schnell? Es war doch irgendwie zu erwarten gewesen. Seit du neunzehn warst, hast du keinen anderen Mann mehr angeguckt. Das sind jetzt immerhin acht Jahre. Ich hoffe bloß, er fängt sich bei seinem Jungesellenabschied keinen Herpes ein.

»Ich will alles wissen, jede Einzelheit. Wann? Wie? Was für ein Ring?« Trotz des Schocks spielte ich die Rolle der besten

Freundin gar nicht so übel und betete die unvermeidlichen Fragen ziemlich überzeugend herunter.

»Ich kann nicht lange reden, wir sind nämlich im Plaza Hotel. Weißt du noch, dass er mich heute Abend unbedingt von der Arbeit abholen wollte?« Sie ließ mir keine Zeit für eine Antwort und plapperte aufgeregt weiter. »Er ist in einer Limousine vorgefahren und hat behauptet, er hätte sie nur gemietet, weil er kein Taxi kriegen konnte. Seine Eltern würden uns in zehn Minuten zum Essen erwarten. Ich war ein bisschen sauer, weil wir eigentlich ins Per Se wollten. Du weißt ja, wie schwer es ist, da überhaupt einen Tisch zu kriegen. Als wir dann bei ihm zu Hause waren und in der Bibliothek noch einen Cocktail getrunken haben, kamen plötzlich unsere Eltern rein, seine und meine. Und bevor ich wusste, wie mir geschah, lag er schon vor mir auf den Knien.«

»Eure Eltern waren dabei? Er hat dir vor allen Leuten einen Antrag gemacht?« Mir war klar, dass ich entsetzt klang, aber ich konnte es nicht ändern.

»Vor allen Leuten? Es war ja schließlich kein Massenauflauf, Bette. Er hat die allerliebsten Sachen gesagt. Und ohne unsere Eltern hätten wir uns schließlich nie kennen gelernt, deshalb konnte ich ihn schon verstehen. Und jetzt die Krönung – er hat mir zwei Ringe geschenkt!«

»Zwei Ringe?«

»Zwei Ringe. Einen lupenreinen runden Sechskaräter in einer Platinfassung, der seiner Urgroßmutter gehört hat und in der Familie als eigentlicher Verlobungsring weitervererbt wird, und einen bildhübschen, rechteckigen Dreikaräter, der sehr viel tragbarer ist.«

»Tragbarer?«

»Man kann doch nicht mit so einem dicken Klunker am Finger in New York rumspazieren. Ich fand das echt eine klasse Idee.«

»Zwei Ringe?«

»Nun krieg dich wieder ein. Nach den Cocktails sind wir in die Gramercy Tavern gegangen. Mein Vater hat während des gesamten Essens tatsächlich nicht ein einziges Mal sein Handy eingeschaltet, und einen einigermaßen gelungenen Trinkspruch hat er sich auch noch ausgedacht. Reife Leistung. Anschließend sind wir mit der Pferdekutsche durch den Central Park gefahren, und jetzt haben wir uns im Plaza eine Suite genommen. Ich musste dich einfach anrufen, um dir die gute Nachricht zu erzählen.«

Ich erkannte Penelope kaum wieder. Wo war meine alte Freundin geblieben? Die Frau, die sich Verlobungsringe noch nicht mal in der Auslage beim Juwelier anschaute, weil sie fand, dass sie sowieso alle gleich aussahen? Die Frau, die vor gerade einmal drei Monaten, als sich eine ehemalige Studienkollegin von uns in einer Pferdekutsche verlobte, mit dem Kommentar »Kitschiger geht's nicht« reagiert hatte? Diese Frau sollte sich von einem Tag auf den anderen in die Billigversion einer Stepford-Verlobten verwandelt haben? Oder war ich bloß neidisch? Natürlich war ich neidisch. Für mich lag eine Verlobung in weiter Ferne. Ich kam mit dem Thema Hochzeit höchstens sonntags beim Brunch in Berührung, wenn ich die Heiratsanzeigen in der *New York Times* studierte, besser bekannt auch unter dem Namen »Sportseite für weibliche Singles«. Aber darum ging es überhaupt nicht.

»Danke, dass ich es als Erste erfahre! Ich will unbedingt noch mehr hören, ich bin ja schon so gespannt. Aber jetzt musst du erst mal deine Verlobung vollziehen. Nun lauf und mach deinen Bräutigam glücklich. Klingt das nicht irre? Deinen Bräutigam?«

»Ach, Avery hat gerade einen Anruf aus dem Büro bekommen. Ich sag ihm die ganze Zeit, er soll endlich auflegen ...« Sie sprach lauter, damit er es mitbekam. »Aber er hört einfach nicht auf zu reden. Und wie war dein Abend?«

»Ein typischer Freitag. Mal sehen. Millington und ich haben

einen Spaziergang gemacht, bis rüber auf die andere Seite vom Fluss. Unterwegs hat ihr ein Obdachloser ein Plätzchen geschenkt, da war sie ganz aus dem Häuschen. Und als ich wieder zu Hause war, habe ich – mit ein bisschen Glück – das größte Insekt der westlichen Hemisphäre gekillt. Ich habe mir was beim Vietnamesen bestellt, das Essen dann aber doch in den Müll gekippt, weil mir wieder eingefallen ist, was letztens in der Zeitung stand. Bei mir um die Ecke wurde ein vietnamesisches Restaurant geschlossen, weil sie dort Hundefleisch verarbeitet haben. Und jetzt freue ich mich schon auf ein königliches Mahl aus aufgewärmtem Reis mit Bohnen, begleitet von einem Päckchen Twizzlers. Hilfe, ich klinge ja wie eine Diätwerbung.«

Statt mich zu trösten, lachte sie bloß. Dann klickte es in der Leitung: noch ein Anruf.

»Ah, das ist Michael. Ich muss es ihm sagen. Du hast doch nichts gegen eine Konferenzschaltung?«

»Nur zu. Ich kann es kaum erwarten, dass du es ihm erzählst.« Sobald Penelope aufgelegt hatte, würde Michael mir bestimmt sein Beileid aussprechen. Schließlich konnte er Avery noch weniger leiden als ich.

Klicken, Stille, noch ein Klicken. »Ist da jemand?«, kieste Penelope aufgeregt. Und das von einer Frau, die sonst nicht zum Kieksen neigte. »Michael? Bette? Seid ihr beide dran?«

Michael arbeitete wie Penelope und ich bei UBS, aber seitdem er zum Vizepräsidenten befördert worden war, bekamen wir ihn viel seltener zu sehen als früher. Obwohl auch Michael eine feste Freundin hatte, war mir erst durch Penelopes Verlobung eines richtig klar geworden: Wir wurden allmählich erwachsen.

»Hi, Mädels«, sagte Michael. Er klang erschöpft.

»Michael, stell dir vor! Ich habe mich verlobt!«

Er zögerte kurz. Die Nachricht überraschte ihn sicher genauso wenig wie mich, und ich vermutete stark, dass auch er

sich erst einmal eine begeisterte Antwort aus den Rippen leiern musste.

»Pen, das ist ja fantastisch!«, rief er überschwänglich. Die Lautstärke half, den Mangel an echter Freude in seiner Stimme auszugleichen. Diesen Trick musste ich mir unbedingt für die Zukunft merken.

»Ich weiß!«, trällerte sie. »Wie schön, dass ihr euch so für mich freut, Bette und du. Avery hat mich erst vor ein paar Stunden gefragt, und ich bin so glücklich, dass ich platzen könnte.«

»Eins steht fest: Das muss gefeiert werden«, sagte Michael laut. »Im Black Door, nur wir drei. Wir gießen uns tüchtig einen hinter die Binde.«

»Unbedingt.« Ich war froh, dass ich auch etwas beitragen konnte. »Eine Feier ist auf jeden Fall angesagt.«

»Okay, Schätzchen!«, hörten wir Penelope rufen. Verständlicherweise rangierten unsere Ausgehpläne bei ihr momentan erst an zweiter Stelle. »Kinder, Avery ist fertig mit Telefonieren. Er zieht an meinem Kabel. Avery, lass das! Finger weg! Ich muss auflegen, aber ich melde mich später noch mal. Und wir sehen uns ja morgen im Büro, Bette. Ihr seid die Größten!«

Es klickte, dann fragte Michael: »Bist du noch da?«

»Klaro. Wer ruft zurück? Du oder ich?« Man wusste nie, ob man nach so einer Konferenzschaltung nicht vielleicht doch noch einen Lauscher in der Leitung hatte. Deshalb fingen wir immer erst ein neues Gespräch an, bevor wir loslästerten.

Im Hintergrund quäkte eine verzerrte Lautsprecherstimme, und er sagte: »Mist, ich bin gerade angepiept worden. Ich kann jetzt nicht. Verschieben wir es auf morgen?«

»Klar. Liebe Grüße an Megu. Und, Michael? Tu mir den Gefallen und lass dir noch ein bisschen Zeit mit dem Verloben, ja? Nicht dass du mir jetzt auch noch das sinkende Schiff verlässt. Das könnte ich nicht ertragen.«

Er lachte und würgte den Piepser ab, der einen Heidenlärm machte. »Keine Bange, so schnell will ich auch noch nicht unter

die Haube. Versprochen. Ich ruf dich morgen an. Und, Bette? Kopf hoch. Avery mag zwar einer der ärgsten Unsympathen sein, den wir kennen, aber Penelope ist glücklich. Und das ist doch die Hauptsache.«

Ich starrte noch ein paar Minuten auf das stumme Telefon, dann ging ich zum Fenster und beugte mich weit hinaus, um einen Blick auf die paar Zentimeter Flusslandschaft zu erhaschen, die meine gesamte Aussicht darstellten. Die Wohnung machte insgesamt nicht viel her, aber wenigstens gehörte sie wieder mir allein, seit mein Freund Cameron vor fast zwei Jahren ausgezogen war. Obwohl sie so lang und schmal war, dass ich mit ausgestreckten Beinen fast von Wand zu Wand reichte, obwohl sie in Murray Hill lag, obwohl sich die Dielen wellten und die Invasion der Kakerlaken begonnen hatte, zählte für mich nur eines: dass ich die Alleinherrscherin über mein kleines Reich war. Das Haus, ein Betonmonster mit mehreren Flügeln, lag zwischen der Vierunddreißigsten Straße und der First Avenue. Zu meinen illustren Mitbewohnern gehörten der Sänger einer Boygroup, ein Squashprofi, eine zweitklassige Pornqueen, bei der sich die Besucher die Klinke in die Hand gaben, ein Otto Normalverbraucher, ein ehemaliger Kinderstar, der seit zwei Jahrzehnten keinen Film mehr gedreht hatte, und eine Unzahl relativ frisch gebackener Jungakademiker, die sich noch nicht ganz vom Wohnheimdasein abgenabelt hatten. Es warb mit einer »prachtvollen Aussicht« auf den East River, und das stimmte sogar, wenn man unter »prachtvoll« auch einen Baukran, eine Hand voll Müllcontainer und die Fensterfront des gegenüberliegenden Gebäudes verstand. Vom Fluss waren genau zehn Zentimeter zu erspähen, aber nur dann, wenn man sich unter unmenschlichsten Verrenkungen aus dem Fenster hängte. Und für dieses Paradies musste ich monatlich kaum mehr berappen als andere Leute für ein geräumiges Einfamilienhaus außerhalb der Stadt.

Ich dachte darüber nach, wie ich auf Penelopes Neuigkeit

reagiert hatte. Bestimmt hatte ich ehrlich erfreut geklungen, wenn auch nicht gerade ekstatisch. Aber Ekstase lag nun mal nicht in meiner Natur, und das wusste Penelope auch. Ich hatte gebührendes Interesse an ihren – zwei! – Verlobungsringen geheuchelt und ihr versichert, wie sehr ich mich für sie freute. Dass meine Antworten nicht besonders tief schürfend oder überschwänglich ausgefallen waren, hatte sie vor lauter Glück sicher gar nicht gemerkt. Insgesamt: eine glatte Zwei plus.

Meine Atmung hatte sich mittlerweile so weit beruhigt, dass ich mir eine dringend benötigte Zigarette anstecken konnte. Dass die Kakerlake nicht wieder aufgetaucht war, half natürlich auch. Ich redete mir ein, dass ich nur deshalb so mies drauf war, weil ich nicht wollte, dass Penelope den falschen Mann heiratete, und nicht, weil ich neidisch auf sie war. Sie hatte einen Verlobten, ich noch nicht mal einen Freund. Es klappte einfach nicht. Cameron war vor zwei Jahren ausgezogen, und obwohl ich mich nach den diversen, erfolgreich überstandenen Phasen der Verlustbewältigung (Arbeitswut, Kaufrausch, Fressattacken) schon mit mehreren Männern getroffen hatte (Blind Dates, Verabredungen in der Kneipe oder auch zum Essen), war es nur zweimal zu einer dritten Begegnung gekommen. Ein viertes Rendezvous, das alles entscheidende, hatte sich bei keinem ergeben. In regelmäßigen Abständen ließ ich mir von Penelope bestätigen, dass es nicht an mir lag, aber allmählich kamen mir doch leise Zweifel, ob ich mir nicht selbst etwas vormachte.

Ich zündete mir an der ersten Zigarette eine zweite an und ignorierte Millingtons vorwurfsvollen Hundeblick. Der Selbsthass hüllte mich ein wie eine warme Wolldecke. Was war ich bloß für ein Mensch, dass ich mich an einem der schönsten Tage im Leben meiner besten Freundin nicht aufrichtig über ihr Glück freuen konnte? Wie boshaft und labil musste man sein, um zu hoffen, dass sich die ganze Sache als Schuss in den Ofen erweisen würde? Raste ich etwa schon mit Lichtgeschwindigkeit auf das Schwarze Loch der Hoffnungslosigkeit zu?

Ich griff zum Telefon und rief Onkel Will an. Vielleicht konnte er mich aufbauen. Er war nicht nur einer der klügsten und bissigsten Menschen auf dem Planeten, sondern auch mein ureigener Cheerleader. Als er sich mit einem leichten Gin-Tonic-Nuscheln in der Stimme meldete, lieferte ich ihm eine etwas geschönte Kurzfassung von Penelopes Treulosigkeit.

»Sag bloß, du hast ein schlechtes Gewissen, weil du nicht gleich vor Freude über die gute Nachricht an die Decke gesprungen bist?«

»Ja, genau.«

»Ach, Darling. Es könnte schlimmer sein. Wenn du dich zum Beispiel an einem Missgeschick deiner Freundin ergötzen würdest.«

»Äh, wie bitte?«

»Ich spreche von Schadenfreude. Immerhin profitierst du nicht von ihrem Unglück. Weder emotional noch sonst wie.«

»Sie ist nicht unglücklich. Sie ist im siebten Himmel. Ich bin die Unglückliche.«

»Na, siehst du! Du bist gar nicht so übel, wie du denkst. Und wenigstens brauchst du nicht dieses verhätschelte Muttersöhnchen zu heiraten, dem der liebe Gott anscheinend nur zwei Talente in die Wiege gelegt hat, nämlich das Geld seiner Eltern zu verprassen und große Mengen Marihuana zu konsumieren. Oder täusche ich mich?«

»Nein, natürlich nicht. Es ist nur, weil sich plötzlich alles verändert hat. Penelope ist mein Leben, und jetzt will sie heiraten. Natürlich musste es irgendwann so kommen, aber doch nicht so bald.«

»Die Ehe ist etwas für Spießer. Das weißt du doch genau, Bette.«

Vor meinem inneren Auge stiegen Bilder von unserem üblichen Sonntagsbrunch auf: Will, Simon, ich und die Sonntagsbeilage. Beim Essen seziierten wir genüsslich die Heiratsanzei-

gen und lasen, untermalt von gehässigem Gekicher, mit viel Fantasie zwischen den Zeilen.

Will fuhr fort: »Warum, um alles in der Welt, bist du so erpicht darauf, dich in eine lebenslange Beziehung zu stürzen, deren einziger Zweck es ist, dir noch das letzte Quäntchen Individualität auszutreiben? Sieh mich an. Zweiundsechzig Jahre alt, nie verheiratet, glücklich und zufrieden.«

»Du bist schwul, Will. Außerdem trägst du sogar einen goldenen Ring am Finger.«

»Na und? Denkst du, ich würde Simon heiraten, wenn ich könnte? Diese standesamtlichen gleichgeschlechtlichen Eheschließungen, wie sie zum Beispiel in San Francisco veranstaltet werden, entsprechen nicht ganz meinem Stil. Das darfst du mir glauben.«

»Du hast doch schon vor meiner Geburt mit ihm zusammengelebt. Ob du es wahrhaben willst oder nicht, du bist so gut wie verheiratet.«

»Ganz und gar nicht, Schatz. Wir können die Beziehung jederzeit ohne juristische oder emotionale Verstrickungen beenden. Und genau deshalb funktioniert sie. Aber genug, das ist ja alles nichts Neues für dich. Erzähl mir etwas über den Ring.« Ich knabberte meine letzten Twizzlers und erzählte ihm das, was ihn wirklich interessierte. Irgendwann muss ich dann wohl auf dem Sofa eingedöst sein. Um drei Uhr kläffte Millington mich wach, weil sie endlich ins Bett umziehen wollte. Ich schleppte sie und mich ins Schlafzimmer, vergrub den Kopf unter dem Kissen und sagte mir wie ein Mantra immer wieder den einen Satz vor: Es ist nicht das Ende der Welt. Es ist nicht das Ende der Welt. Es ist nicht das Ende der Welt.

2

Bei meinem Glück fiel Penelopes Verlobungsparty ausgerechnet auf einen Donnerstag, auf den Abend also, an dem ich immer bei Onkel Will und Simon zum Essen eingeladen war. Natürlich wollte ich niemanden enttäuschen, aber bevor ich meine guten Absichten in die Tat umsetzen konnte, lag erst noch ein mit Hindernissen gepflasterter Weg vor mir. Es fing schon damit an, dass ich trotz heftigstem Gewinke und hektischstem Gehampel ewig lange kein Taxi bekam, obwohl es weder Weihnachten noch Geschäftsschluss war, weder regnete noch schneite. Geschlagene zwanzig Minuten musste ich mir vor meinem hässlichen Nachkriegsbetonklotz die Beine in den Bauch stehen, bis endlich ein Wagen anhält. Als ich dem Fahrer Wills Adresse nannte, höhnte er nur: »Central Park West? Bei dem Verkehr? Ohne mich!«, stieg aufs Gas und brauste mit quietschenden Reifen davon. Nachdem sich irgendwann ein zweites Taxi meiner erbarmt hatte, gab ich dem Mann aus lauter Dankbarkeit fünfzig Prozent Trinkgeld.

»Guten Abend, Bettina. Aber, aber, was machen Sie denn für ein Gesicht? Alles in Ordnung?« Normalerweise legte ich großen Wert darauf, Bette genannt zu werden, und die meisten Leute hielten sich auch daran. Nur meine Eltern nicht – und George, Onkels Wills Portier, der so alt und liebenswürdig war, dass er sich schlichtweg alles erlauben konnte.

»Bloß der übliche Taxitrouble, George«, seufzte ich und gab ihm ein Küsschen. »Und wie war Ihr Tag?«

»So schön wie immer«, antwortete er, ohne einen Hauch

von Sarkasmus. »Seit ich heute Morgen für ein paar Minuten die Sonne gesehen habe, geht es mir prächtig.« Er konnte einem wirklich Leid tun. Aber wenigstens musste er sich nicht mit einem Ekelpaket von einem Chef herumschlagen, der ihm tagtäglich irgendwelche geflügelten Worte um die Ohren haute.

»Bette?«, rief Simon aus dem diskret abgeschirmten Postraum der Eingangshalle. »Hast du es doch noch geschafft?«

Im nächsten Moment stand er auch schon vor mir, weiße Tenniskluft, die Schlägertasche über den breiten Schultern, und umarmte mich so herzlich, wie ich von einem Hetero noch nie umarmt worden war. Unser gemeinsames Essen am Donnerstag war ein Pflichttermin. Ihn zu verpassen, wäre einem Sakrileg gleichgekommen. Den Rest der Woche konnte ich von einer derart anregenden männlichen Gesellschaft höchstens träumen (den Brunch am Sonntag natürlich ausgenommen). Will war ein äußerst herzlicher, humorvoller Mann, berühmt für seine haarsträubenden politischen Ansichten und seine Abneigung gegen Kartoffeln. Egal in welcher Form, ob gebraten, gekocht oder püriert, ob als Salzkartoffeln, Pommes frites, Gratin oder Kroketten – sie kamen ihm nicht auf den Teller. Und das galt natürlich auch für seine Gäste. Will ernährte sich schon nach der Atkinsdiät, bevor sie überhaupt erfunden worden war.

In den fast dreißig Jahren, die Will und Simon nun schon zusammenlebten, hatten sie verschiedene Rituale entwickelt. So kamen für sie zum Beispiel überhaupt nur drei Urlaubsziele in Frage: St. Barth im Januar (auch wenn es Will dort in letzter Zeit ein wenig »zu französisch« geworden war), Palm Springs im Frühling und hin und wieder ein spontanes Wochenende in Key West. Ihren Gin Tonic nahmen sie ausschließlich aus edlen Kristallgläsern zu sich. Die Montagabende waren von neunzehn bis dreiundzwanzig Uhr für einen Besuch im Restaurant Elaine's reserviert. Jedes Jahr veranstalteten sie eine Weih-

nachtsfeier, auf der immer einer von ihnen einen grünen Rollkragenpullover anhatte und der andere einen roten. Will war knapp eins neunzig. Er trug das graue Haar kurz geschoren und lief am liebsten in Pullovern mit Wildlederflicken auf den Ellbogen herum. Simon maß nur eins fünfundsechzig. Er hatte eine extrem sportliche Figur und war zu jeder Jahreszeit von Kopf bis Fuß in Leinen gewandet. Wie pflegte er immer zu sagen? »Als schwuler Mann hat man die Freiheit, sich über die Konventionen der Mode hinwegzusetzen. Ein Recht, das wir uns hart erkämpfen mussten.« Auch jetzt, eben erst vom Tennisplatz zurück, hatte er sich noch schnell ein weißleines Kapuzenshirt übergezogen.

»Schönes Kind, wie geht es dir? Komm, komm. Will wundert sich bestimmt schon, wo wir bleiben. Und ich kann dir versprechen, dass uns das neue Mädchen etwas Fantastisches gezaubert hat.« Als der perfekte Gentleman, der er war, nahm er mir meine schwere Tasche ab, hielt mir die Fahrstuhltür auf und drückte den obersten Knopf, PH für Penthouse.

»Wie war es beim Tennis?«, fragte ich. Wieso gab es eigentlich keinen Mann in meinem Alter, der so toll gebaut war?

»Ach, du kannst es dir denken. Ein Haufen alter Knacker, die über den Platz hecheln und sich nach Bällen recken, an die sie sowieso nicht rankommen. Und jeder tut so, als ob er einen Aufschlag wie Andy Roddick hätte. Ein bisschen lächerlich, aber doch immer wieder amüsant.«

Durch die Wohnungstür, die einen Spaltbreit offen stand, hörte ich, wie Will mit dem Fernseher redete. Er kann nicht anders. Früher war Will ein Topreporter gewesen, der als Erster über Liza Minellis Alkoholrückfall, RFKs Affären und Patty Hearsts Abstieg vom Societygirl zum Sektenmitglied berichtet hatte. Erst die »Sittenlosigkeit« in den Jahren der demokratischen Regierung brachte ihn schließlich dazu, sich von allem Glanz und Glamour ab- und der Politik zuzuwenden. Er nannte diesen Entschluss seine »ganz private Clinton-Wende«. In-

zwischen hatte sich Will zum Nachrichtenjunkie entwickelt und war politisch so weit an den Rand des konservativen Spektrums gerückt, dass er rechts außen höchstens noch von Attila, dem Hunnenkönig, hätte überholt werden können. Er war mit Sicherheit der einzige schwule, rechte Entertainment- und Gesellschaftskolumnist in ganz Manhattan, der die Themen Entertainment und Gesellschaft scheute wie der Teufel das Weihwasser. Auf dem größeren der beiden Fernsehapparate, die er in seinem Arbeitszimmer aufgestellt hatte, lief rund um die Uhr der Nachrichtensender Fox. Sein ständiges Lob? »Endlich ein Sender für *meine* Zielgruppe.«

Und Simons unvermeidliche Antwort? »Na klar. Für die riesige Zielgruppe, die sich aus schwulen, rechten Entertainment- und Gesellschaftskolumnisten in Manhattan zusammensetzt.«

Der kleinere Apparat zeigte abwechselnd CNN, CNN Headline News, C-Span und MSNBC, für Will samt und sonders Helfershelfer einer »liberalen Verschwörung«. Auf diesem Fernseher stand auch ein handgeschriebenes Warnschild: KENNE DEINEN FEIND.

Auf CNN führte Bill Hemmer gerade ein Interview mit Frank Rich über die Medienberichterstattung im Umfeld der letzten Wahl. »Bill Hemmer ist ein Warmduscher, ein Turnbeutelvergesser UND ein Sauna-unten-Sitzer!«, raunzte Will, stellte sein Kristallglas ab und schleuderte einen maßgefertigten Schuh nach dem Gerät.

»Hallo, Will«, sagte ich.

»Da haben wir in diesem Land Dutzende von hellen Köpfen, die qualifiziert wären, über Politik zu diskutieren und sich intelligent darüber zu äußern, ob und in welcher Weise die Berichterstattung den Ausgang der Wahl beeinflusst hat, und dann lädt man sich *wen* ins Studio ein? Einen Idioten von der *New York Times*? Das stinkt doch drei Meilen gegen den Wind! Und diesen Mist muss ich mir anhören?«

Ich verkniff mir ein Lächeln. »Musst du nicht, Onkel Will.

Mach die Kiste doch einfach aus.« Er starrte wie hypnotisiert auf den Bildschirm. Nun konnte es eigentlich nicht mehr lange dauern, bis er die *New York Times* mit der *Iswestija* verglich oder sie als Revolverblatt bezeichnete, das die ehrliche, hart arbeitende amerikanische Bevölkerung für dumm verkaufte.

»Soll ich mir etwa Bill Hemmers voreingenommene Kommentare zu Frank Richs voreingenommenen Kommentaren entgehen lassen? Im Ernst, Bette. Wir wollen doch nicht vergessen, dass wir es hier mit einer Zeitung zu tun haben, bei der sich die Reporter, wenn der Redaktionsschluss droht, noch schnell irgendwelche frei erfundenen Artikel aus den Fingern saugen.« Er trank einen Schluck und zielte mit der Fernbedienung auf die beiden Apparate, die augenblicklich verstummten. Er hatte bis zum Abschalten nur fünfzehn Sekunden gebraucht – ein einsamer Rekord.

»Genug Müll für heute«, sagte er und umarmte mich. »Du siehst fantastisch aus, Darling. Wie immer. Aber könntest du nicht vielleicht doch ab und zu einmal ein Kleid anziehen?«

Ein, wie ich fand, etwas ungeschickter Übergang zu seinem zweitliebsten Lieblingsthema: meinem Leben. Onkel Will war neun Jahre älter als meine Mutter, und obwohl beide schworen, dass sie von denselben Eltern abstammten, konnte man es kaum glauben. Mutter, die für ihr Leben gern in Kaftan und Espadrilles herum lief, war entsetzt gewesen, als ich meine neue Stellung in der Investmentbank antrat, weil dort eine seriösendezente Einheitskluft vorgeschrieben war, während es mein Onkel als Zumutung empfand, dass ich zur Arbeit in Kostüm oder Hosenanzug zu erscheinen hatte statt in einem umwerfenden Valentino-Modell und hochhackigen Riemchensandalen von Louboutin.

»In meinem Beruf muss man sich nun mal gediegen kleiden.«

»Das scheint wohl so zu sein. Ich hätte bloß nicht gedacht,

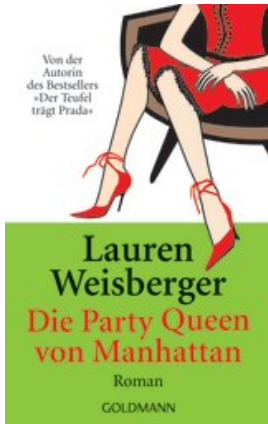
dass du irgendwann einmal unter die Banker gehst.« Die alte Leier.

»Dabei dachte ich immer, für dich und deinesgleichen wäre der Kapitalismus das Höchste«, witzelte ich. »Und mit ›deinesgleichen‹ meine ich natürlich die Republikaner, nicht die Schwulen.«

Er zog die buschigen grauen Augenbrauen hoch. »Reizend. Ganz reizend. Ich habe ja auch nichts gegen das Bankgewerbe, Darling. Das müsstest du eigentlich wissen. Bei einer Bank hat man die schönsten Aussichten auf eine ehrenwerte Karriere. Besser so eine Stelle als ein Job als Weltverbesserer, wie er deinen Eltern vorschwebt. Aber du bist mir einfach noch zu jung, um in einem langweiligen Büro zu versauern. Du musst unter Menschen. Du solltest auf Partys gehen, Leute kennen lernen, deine Jugend genießen, alles mitnehmen, was New York dir zu bieten hat, statt in der Abteilung für Privatvermögen den ganzen Tag am Schreibtisch zu sitzen. Es geht doch darum, was du dir vom Leben wünschst.«

Auf diese Frage war mir noch nie eine überzeugende – oder auch nur halbwegs annehmbare – Antwort eingefallen. Dabei war sie durchaus berechtigt. Als ich noch zur Schule ging, glaubte ich, dass ich nach dem Studium beim FriedenskorpS landen würde. Für meine Eltern wäre das der einzig logische Schritt gewesen. Aber dann lernte ich an der Uni Penelope kennen, die aus einem völlig anderen Elternhaus kam als ich. Sie fand es spannend, dass ich nicht jede Privatschule in Manhattan kannte und noch nie in Martha's Vineyard gewesen war, und ich fand es natürlich toll, dass sie sich genau mit solchen Sachen auskannte und schon überall gewesen war. Es dauerte nicht einmal bis zu den Weihnachtsferien, da waren wir unzertrennlich. Und am Ende des ersten Studienjahrs zog ich endgültig einen Schlussstrich unter meine alternative Vergangenheit, indem ich meine Grateful-Dead-T-Shirts in den Müll warf. Jerry war sowieso schon lange tot. Penelope und

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Lauren Weisberger

Die Party Queen von Manhattan

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-54234-5

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2006

Von der Autorin des Bestsellers „Der Teufel trägt Prada“.

Wer würde nicht mit Bette Robinson tauschen: Der jungen Frau wird ein Job in New Yorks angesagtester PR und Event Management Firma angeboten, ein Job, in dem es zur Stellenbeschreibung gehört, Champagner zu trinken und Stars zu treffen. Ihre neue Arbeit führt Bette aber nicht nur in die exklusivsten Clubs der Stadt, sondern eher zufällig auch in die Arme eines umschwärmten Playboys. Als sie ihr neues Leben in einer anonymen Klatschkolumne dokumentiert sieht, ahnt Bette allerdings, dass das Leben als Party Queen auch Nachteile hat ...



Der Titel im Katalog